

Wärme in der Weihnachtszeit

Soldatenmütter und Soldatenstuben

Dominik Wunderlin

Eine aktuelle Karte Mitteleuropas, welche in einheitlicher Farbe die Staaten zeigt, welche Mitglied der EU sind, und eine historische Karte, welche die in den Ersten Weltkrieg verwickelten Länder ebenfalls kenntlich macht, zeigen das gleiche Bild: Mitten drin ein weißer Fleck: die Schweiz. Es wäre nun natürlich eine verfehltete Annahme, dass während den gut vier Kriegsjahren in der Schweiz alles seinen normalen Gang genommen hätte. Sie konnte sich zwar aus der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts heraushalten, aber sie war vom Großen Krieg doch in vielfacher Hinsicht betroffen. Der Beitrag analysiert die Belastungen (inklusive harten Rationierungen und Anbauschlacht) vor denen die Alpenrepublik stand.

Der Vergleich mag hinken: Eine aktuelle Karte Mitteleuropas, welche in einheitlicher Farbe die Staaten zeigt, welche Mitglied der EU sind, und eine historische Karte, welche die in den Ersten Weltkrieg verwickelten Länder ebenfalls kenntlich macht, zeigen das gleiche Bild: Mitten drin ein weißer Fleck, die Schweiz.

Es wäre nun natürlich eine verfehltete Annahme, dass während den gut vier Kriegsjahren in der Schweiz alles seinen normalen Gang genommen hätte. Sie konnte sich zwar aus der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts heraushalten, aber sie war vom Großen Krieg doch in vielfacher Hinsicht betroffen. Selbstverständlich erlitt das Schweizervolk Leid und Not bei weitem nicht in jenem Ausmaß wie die kriegsführenden Nachbarländer, aber es gab sie mit fortschreitender Dauer des Krieges immer größere Belastungen (inklusive harten Rationierungen und Anbauschlacht) und stellte somit die Alpenrepublik insgesamt auf eine harte Probe.

*»Es dunkelt. Eine schwarze, schwere Wolke
Erhebt sich dräuend über unserm Volke.
Der Donner rollt und grollt. Die Blitze lohn.
Das Felsenhaupt erhebt; Lawinen drohn.
Doch fest als Schutzwald steht, als starke Wehr,
Voll Mannesmut das treue Schweizerheer.
Wie den Lawinen trotz der mächt'ge Tann,
Steht wetterfest als Grenzwacht Mann an
Mann.«*

Gedichte und Erzählungen, Zeichnungen, Grafiken und Gemälde, oft geschaffen von Laien, die ins Feld und unter die Waffen gerufen wurden, vermitteln durchaus einen Eindruck von der herrschenden Stimmung. Bei kritischer Betrachtung und in Kenntnis des Kontextes ist manches geschönt, anderes patriotisch überhöht. Vorstehende Strophe aus dem Gedicht »Unser Volk in Waffen« eines Heinrich Hugendubel, eines zweifellos als Soldat dienenden Gelegenheitsdichters, trifft den Tonfall, wie ihn die schweizerische Regierung, der Bundesrat, und die obersten Führer der Armee, gerne hörten.¹



Soldatenalltag in der Schweiz:
singen, musizieren, rauchen, warten;
Titelbild von »Humor und Gemüt bei unseren
Soldaten« (Basel 1915; Privatbesitz)

Und man(n) sagte auch nicht immer die Wahrheit! Noch 1916 ließ sich Bundesrat Felix Calonder, Vorsteher des Departements des Innern, verlauten, dass die Schweiz vor allem dank »der guten Vorbereitung des Heeres [...] gefestigt und geläutert aus diesem Krieg hervorgehen« würde.² Tatsächlich war die Armee schlecht vorbereitet, als der Bundesrat am 31. Juli 1914, also am Vorabend des Bundesfeier-tages, die Kriegsmobilmachung der ganzen Armee auf Montag, den 3. August, anordnete und somit 220 000 Mann und 45 000 Pferde unter die Fahnen rief. Rasch war indes klar, dass es an allen Ecken und Enden fehlte: So gab es keine brauchbare schwere Artillerie, bei den Munitionsvorräten bestanden große Lücken, die Ausrüstung der Truppen war mangelhaft, die Anzahl benötigter Huf-

eisen war nicht vorrätig und die Truppenunterkünfte erwiesen sich als zumeist miserabel und vor allem nicht wintertauglich. Im Bericht über den Aktivdienst 1914–1918, den General Ulrich Wille, der oberste Heerführer, der Bundesversammlung erstattete, wurde deutlich, dass im August 1914 ein offener Waffengang gegen die Schweiz »das frühere oder spätere Versagen vor dem Feinde gebracht hätte«.³ Und in einem internen Papier vertrat im Dezember 1916 der Unterstabschef im Armeestab nach einem Besuch des serbischen Kriegsschauplatzes die Meinung, dass die Schweizer Armee bei einem ernstem Waffengang nach kurzer Zeit zusammengebrochen wäre.⁴

Aber nicht nur die Armee war hinsichtlich Ausrüstung und Ausbildung schlecht vorbereitet, sondern das Land hatte auch keine kriegswirtschaftliche Vorsorge getroffen. Die eklatante Sorglosigkeit beruhte auf einer damals bekanntlich nicht nur in der Schweiz bestehenden Fehleinschätzung der Dauer eines künftigen Krieges und der ohnehin beschränkten Möglichkeiten eines Milizheeres, das in den vergangenen Krisensituationen (zuletzt 1870/71) stets nur für eine befristete Dauer gefordert war. So mangelte es bei Kriegsbeginn an Getreide, Kohle und an vielen Rohstoffen. Es gab zwar schon vor 1914 Diskussionen über eine staatliche Vorsorge, doch sie verliefen im Sande, weil das dominante Bürgerlager einerseits zu viel Staat ablehnte und selbst im Bundesrat die Meinung herrschte, dass man sich – klar im Widerspruch zum Neutralitätsbekenntnis – bei einem länger dauernden Krieg sicher auf die Seite einer Kriegspartei stellen müsste und dann auch mit dem Notwendigen versorgt würde ...!⁵

Obwohl es in weiten Kreisen der deutschschweizerischen Bevölkerung und bis in die

Generalität hinauf unmissverständlich gezeigte Sympathien für Deutschland und Österreich gab und zeitgleich in der Romandie das Herz für Frankreich schlug, kam es nie zu einer offenen Anlehnung. Gefährlich breit war aber in dieser Zeit der Graben zwischen den Sprachregionen. Als Kämpfer gegen ein Auseinanderbrechen der Schweiz profilierte sich im Dezember 1914 der nachmalige Literaturnobelpreisträger Carl Spitteler mit seinem Appell »Unser Schweizer Standpunkt.«⁶ Er schuf sich dadurch unter Deutschlands Intellektuellen ebenso Ächtung wie der Maler Friedrich Hodler, der mit 120 Westschweizer Kulturschaffenden gegen das rücksichtslose Vorgehen der deutschen Armee gegenüber Kulturschätzen (namentlich der Kathedrale von Reims) offen protestierte.

So blieb die Schweiz während der Kriegsjahre eine »Insel der unsicheren Geborgenheit«, ja es war in der Tat die Zeit, in welcher ein Inselgefühl entstand, das sich in der Folge zu einem mentalen Réduit entwickelte, das auch aktuell das Verhältnis insbesondere zu den europäischen Nachbarn bestimmt.⁷

Rollenaufteilung

Der erste große Krieg des 20. Jahrhunderts ging zwar an der Schweiz vorbei,⁸ doch die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen ließen niemand unberührt, ja mancher war auch in schweren Gedanken bei ausländischen Verwandten oder bei jungen Männern, die man als Arbeitskollegen kennen gelernt hatte und die um den 1. August 1914 dem Ruf des Vaterlandes gefolgt waren. Viele schriftliche Zeugnisse von Schweizer Wehrmännern belegen aber auch, wie froh sie waren, dass sie bei diesem relativ schwer verständlichen Krieg im Grenzdienst eine oft triste Eintö-

nigkeit erdulden und nicht irgendwo in Flandern in Schützengräben um ihr Leben bangen mussten. Wer in diesen Tagen und Wochen des Zentenariums die überall in den Blick geratenden Fotografien vom Leiden und Sterben von Menschen in Schützengräben und Lazaretten betrachtet, kann sich dennoch nicht einer gewissen Nachdenklichkeit erwehren, wenn er nebst Fotos von Soldaten bei Schanzarbeiten, auf harten Gebirgsmärschen und in Schießbereitschaft auch fröhliche Wehrmänner beim Sonnenbad, bei Tanz und beim Kartenspiel sieht.⁹ Zwar sieht man Uniformierte auf manchen Fotos auch im Ernteeinsatz, doch sind die Zeugnisse zahlreicher, die zeigen, wer mit dem Tag der Generalmobilmachung in Haus und Hof für wirtschaftliche und gesellschaftliche Normalität des Kriegsalltags sorgen musste: die Frau.

»Frauen arbeiten und Landwehrleute jassen! Es ist nach Jahren kaum noch zu beschreiben, was das heissen will, wenn eine Bauersfrau plötzlich, ich möchte fast sagen, von allen guten Geistern verlassen, allein und ratlos mitten in einem grossen Betriebe steht. [...] Endlich hatte mein Mann Urlaub. Doch wie ich ihn lachend erzählen hörte, wie es die Landwehrler gut hätten, wie sie die Zeit totschlugen mit Böcklispringen, Betten-Sonnen, Jassen, wie sie rauchend und nichtstuend herumhockten, während ihre Frauen daheim in der Arbeit fast ertranken und kaum die nötige Nachtruhe fanden, da hätte es fast zu einer ernsthaften Missstimmung in unserem Eheleben gereicht.«¹⁰

Besonders erschwerend für den Kriegsalltag war, dass die Soldaten zwar einen Tagessold von 80 Rappen erhielten, der für drei kleine Gläser Bier und ein Päckchen Zigaretten reichte, aber es gab weder eine Militärkrankenkasse noch einen Lohnersatz während der Dienstzeit, womit die Familie hätte

ernährt werden können. Und die tatsächlich existierende, gesetzlich geregelte Wehrmännerunterstützung roch zu sehr nach Armengenössigkeit, zumal sie beantragt werden musste, und wurde darum oft nicht in Anspruch genommen. Besonders betroffen waren die Frauen auch durch das bei Kriegsbeginn außer Kraft gesetzte Fabrikgesetz, das Verschlechterungen bei den Arbeitsbedingungen zur Folge hatte bis hin zu Lohnsenkungen.

Gleich schon mit einem bundesrätlichen Aufruf Anfang August 1914 wurde unmissverständlich die Rollenaufteilung von Mann und Frau in diesem Krieg festgelegt: Der Mann hat dem Vaterland als Wehrmann zu dienen, die am häuslichen Herd Zurückgebliebenen sollen Ruhe und Besonderheit bewahren und den Behörden vertrauen.¹¹

Trotz dieser klaren Festlegung der Rollen und zugleich des klaren Signals, weiterhin von politischer Verantwortung ausgeschlossen zu bleiben, reagierten die Frauen nicht mit Passivität sondern mit einer Selbstmobilisation. Federführend waren die zahlreichen, meist karitativen und ehrenamtlich geführten Frauenverbände unterschiedlicher Ausrichtung.¹² Zu ihren Aufgaben machten sie unter anderem die Gründung von Beratungs- und Fürsorgestellen, Kriegswäschereinen und Soldatenstuben. Letzteren wollen wir uns im Nachfolgenden vor allem zuwenden.

Abstinenzler wider die Übelstände

Wie erwähnt erfolgten die Kriegsmobilmachung und der Marsch in den Grenzdienst nicht perfekt, aber doch erstaunlich ruhig und zudem ohne Hurrastimmung.¹³ »Stumm marschierten wir durch den Spalier. »Hoch die Armee« oder »Vive la Suisse« schrie kei-

ner, höchstens unterbrach so eine Gans die feierliche Stille mit dem Rufe »Tschau Heiri, schrib dänn gli.«¹⁴ Die Möglichkeiten, einen Brief nach Hause zu schreiben, mussten dann aber erst noch geschaffen sein, wie sich rasch zeigte. Denn was die Wehrmänner namentlich in der Nordwestschweiz und im Jura antrafen, war wenig erfreulich. Dort »waren in all den Dörfern [...] Soldaten untergebracht; Schulhäuser, leere Fabriken, auch Bauernhäuser waren belegt. Die Mannschaften waren oft in Scheunen und Ställen in stickiger Luft so eng beisammen, dass sie knapp Platz zum Liegen hatte; Aufenthaltsräume gab es kaum. Im Sommer, als man sich im Freien aufhalten konnte, hatte man diesen Zustand toleriert; mit einbrechender Herbstfeuchtigkeit und Winterkälte wurde er unerträglich. Die Soldaten drängten sich in die oft einzige Wirtschaft des Ortes, wo sie sich bei Schnaps und Wein erwärmten.«¹⁵ Hinzu kam, dass die Tagesrationen nicht gerade üppig waren und von den Küchenchefs oft unsorgfältig zubereitet wurden.

Da es die Armee zunächst nicht als ihre Aufgabe ansah, sich um diese Übelstände zu kümmern und vor allem kein Interesse daran zeigte, wie und wo die Soldaten ihre dienstliche Freizeit verbrachten, wurden noch im August 1914 an einigen Orten Initiativen zum Wohle der Wehrmänner ergriffen. So eröffnete ein Damenkomitee in Delémont eine Soldatenstube, die dort zu gegebener Zeit auch eine Weihnachtsbescherung durchführte. Abstinente Frauen sorgten sich schon früh auch in Basel, in Bière (Kanton Waadt) und in Thalwil (Kanton Zürich) um das leibliche und alkoholfreie Wohl der der Soldaten.¹⁶ Etwas Erfahrung hatte auch das Blaue Kreuz, das bereits 1882 in Lausanne ein Soldatenhaus eröffnete. Diese Abstinenteorganisation richtete dann in der Romandie während

des Weltkrieges zusammen mit der 1913 gegründeten Militärkommission des Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM) 15 weitere Häuser ein.¹⁷

Zur wichtigsten und größten Organisation wurde aber noch 1914 der »Schweizer Verband Soldatenwohl«. Gegründet wurde er allerdings im Herbst 1914 in Zürich unter dem Namen »Verband gemeinnütziger Vereine für alkoholfreie Verpflegung der Truppen« als zielgerichtete Organisation von sechs deutschschweizerischen Abstinenzvereinen,¹⁸ darunter war auch der Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften. An der Sitzung vom 24. Oktober war dank einem spontanen Entschluss¹⁹ die ehrgeizige und energische 33-jährige Journalistin Else Spiller anwesend. Als sie hörte, dass man nicht richtig vorankam mit der Umsetzung des erklärten Verbandszieles, übernahm es Else Spiller, das Anliegen einflussreichen Leuten in der Bundeshauptstadt Bern vorzustellen. Als sie am 9. November in Bern Bundesrat Ludwig Forrer, ihr einstiger Vormund, nicht antraf, bat sie ihren einstigen Armeearzt Oberst Hauser um ein Gespräch. Er zeigte sich zunächst wenig erbaut, da er nach zahlreichen Eingaben von Sittlichkeitsvereinen befürchtete, dass sich nun eine Sittlichkeitsdame bis an seinen Schreibtisch herangewagt hatte. Da ihm aber einige ihrer Artikel in der »Neuen Zürcher Zeitung« in guter Erinnerung geblieben sind, warf er sie nicht aus dem Büro sondern hörte ihrem Anliegen zu. »Ein heftiges Zucken« auf seinem Gesicht verursachte allerdings der Be-



Else Spiller in einem Stabsauto unterwegs im Jura
(Repro aus: Schnyder 1975)

griff »alkoholfrei«, denn es schien ihm außerordentlich wichtig, dass die Weinbauern nicht um ihren Verdienst gebracht wurden.²⁰

Die Überzeugungsarbeit war überraschend erfolgreich und beanspruchte nur einen Tag. Oberst Hauser sorgte dafür, dass die Armeespitze und die Bundesbehörden die Bestrebungen des Verbandes sogleich unterstützen. Der Armeearzt höchstpersönlich zeigte ihr auch ein bereits bestehendes Modell im Sanitätsdepot Bümpliz bei Bern: Hier führte ein holländisches Ehepaar eine alkoholfreie Soldatenstube und hier erkannte Else Spiller, dass es nicht beim Ausschank von Kaffee und Verkauf von Gebäck bleiben dürfe, sondern dass es ein behaglicher Ort sein müsse, wo man ungezwungen plaudern, lesen und schreiben könne.²¹

Förderlich für den raschen Durchbruch der Idee war, dass der Verband bereits am 14. November seinen Namen auf »Schweizer Verband Soldatenwohl« änderte. Aber auch der große Optimismus von Else Spiller war hilfreich, die notabene in nicht einmal vier Wochen die Zügel beim Verband an sich zog. Mit



Die weihnachtliche eingerichtete Soldatenstube von Bassecourt
(© Schweizerisches Bundesarchiv: E27#1000/721#14095#5036)

einem Empfehlungsschreiben von Bundesrat Forrer und in Begleitung eines Divisionsarztes begab sie sich am 19. November in einem Armeeauto in den Jura auf Rekognoszierungstour. Da sah sie mit eigenen Augen, wie trostlos sich das Soldatenleben gestaltete, und sogleich suchte sie nach geeigneten Räumen für die Nutzung als Soldatenstuben. Rasch waren erste Objekte gefunden und mit dazu abkommandierten Soldaten wurden mit bescheidenen Mitteln eine Turnhalle und eine alte Uhrmacherwerkstatt zu Soldatenstuben ausgebaut. Am 23. November eröffneten in Bassecourt und im benachbarten Glovelier die allerersten Soldatenstuben des Verbandes. Die für sechs berechneten Kuchenvorräte waren in zwei Stunden in den Mägen der Wehrmänner verschwunden.²²

Nun gab es kein Halten mehr: Bis zur Jahreswende 1914/1915 hatten 41 Soldatenstuben ihre Türen geöffnet. Bis Kriegsende wurde an rund 1000 Standorten – oft nur vorübergehend – gewirtet, simultan waren maximal 170 Soldatenstuben in Betrieb; einige waren permanent in Betrieb und wurden – an gro-

ßen Waffenplätzen – auch in Friedenzeiten weitergeführt. Die Leitgedanken waren klar: alkoholfreier Betrieb, günstig, aber hohe Qualität, Leisten eines Beitrages gegen den Alkoholmissbrauch²³ und Schaffen eines behaglichen Ortes, der auch ohne Konsumzwang zum Lesen, Schreiben und Spielen aufgesucht werden konnte. Dafür organisierte man auch eine kleine Bibliothek und ein Angebot an Spielen.

In allen Teilen positiv entwickelte sich die Zusammenarbeit mit der Armee. Sie sorgte für Brennmaterial, Beleuchtung und Transporte, kam für die Verpflegung der Soldatenmutter auf, stellte Hilfskräfte beim Einrichten und Ordonnanzen zur Mithilfe und unterstützte den Verband erfolgreich, als er sich auch der Soldatenfürsorge (inklusive Arbeitsvermittlung) und der Verteilung von Wäschestücken annahm; letzteres war eigentlich Aufgabe des Roten Kreuzes, die aber nur unzureichend funktionierte. Die Soldatenmütter wurden durch den Verband rekrutiert und entlohnt. Sie waren in der Schweiz die ersten Hausfrauen als Berufstätige²⁴ und wurden monatlich durch Inspektoren kontrolliert.

Die Finanzierung des Betriebes der Soldatenstuben (inklusive Mobiliar und Kücheneinrichtung) erfolgte teilweise durch die bescheidenen Einnahmen, aber auch durch Fonds und Spenden sowie durch die Armee. Im Schlussbericht von 1920 konnte der Verband befriedigt feststellen, dass die Soldatenstuben von mehr als 15 Millionen feldgrauen Gäste aufgesucht worden waren, die durch-

schnittlich im Monat unter anderem 60 000 Liter Milch, 70 000 Flaschen Süßmost, 150 000 Liter Kaffee und 100 000 Liter Tee tranken.²⁵

Eine Zeitzeugin berichtet

Diese Zahlen sind eindrücklich. Da nach Entschärfung der Bedrohungslage die jeweils gleichzeitig unter der Fahne stehenden Wehrmänner bis Herbst 1918 auf noch 20 000 Mann reduziert werden konnte, dürfte mancher Soldat die Soldatenstuben öfters frequentiert haben. Daneben gab es aber zweifellos auch jene, welcher lieber in eine »Beiz« (Wirtshaus) als in eine Kaffeestube sitzen wollten oder diese Einrichtung generell ablehnten. So gab es auch die Lästermäuler: »Montavon, welche Ortschaft! Welches Kaff! Kaum 200 Einwohner und unter diese kaum 200 Einwohner sollte ein kriegsstarke Bataillon Soldaten von über 800 Mann versorgt werden? Gekennzeichnet war das Kaff dadurch, dass sich darin nicht einmal eine Wirtschaft befand. Ein Dorado für Abstinenter – eine Oase im Geiste des Zürcher Frauenvereins.«²⁶

Trotz dem Stellenwert, den die Soldatenstuben und andere fürsorgerische Einrichtungen während dem Krieg hatten, haben diese in der Erinnerungskultur einen erstaunlich geringen Niederschlag gefunden. Neben Berichten und Schriften der involviert gewesenen Verbände und direktbeteiligt gewesener Frauen findet sich recht wenig. Regula Stämpfli sieht in der bei den Zeitzeugen maximalen »Priorität des Grenzschutzes und mit ihm der Soldaten eine Bestätigung der politischen Dominanz der Männer, »die sich darüber hinaus mit ihren Geschlechtsgenossen aller Klassen und du Schichten in den Strohlagern zu verbrüderern wussten. Nicht die zahlreichen gewaschenen Socken und Hemden, die Sol-

Schweizer. Verband Soldatenwohl

Preisliste

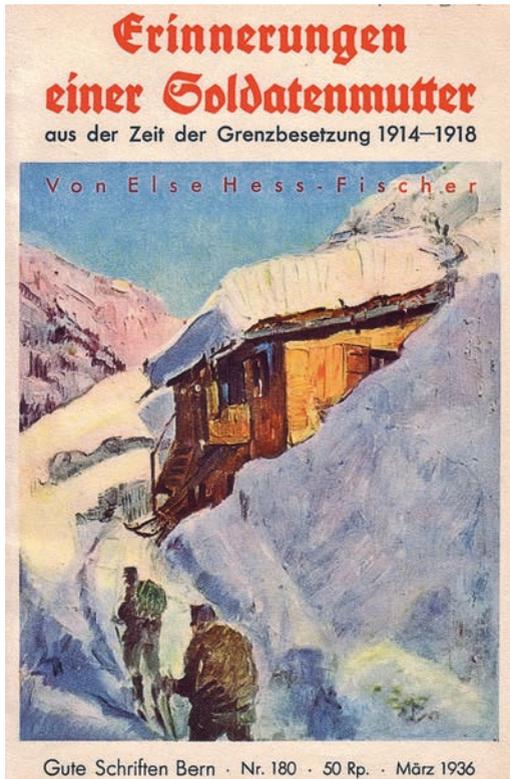
	Per Tasse
Thee mit 2 Zucker . . .	5 Cts.
Kaffee mit Milch . . .	10 "
Kaffee Schwarz mit 3 Zucker	10 "
Milch	10 "
Schokolade	15 "
Sirup, per 2 Dz. Glas .	10 "
Mineralwasser per Flasche .	15 "
Alkoholfreien Most, 2 Dezl.	15 "
Alkoholfreien Apfelwein, fl.	25 "
Gebäck	5-20 "
Butter per Portion . . .	10 "
Konfitüre per Portion . .	10 "

Brot kann mitgebracht werden.
Für Kartenspiele werden 30 Cts. deponiert.
Keine Trinkgelder.

Preisliste für eine Soldatenstube
(Repro aus: Schnyder 1975)

datenpäckchen und -weihnachten wurden in der Erinnerung (und damit in der Geschichte) aufbewahrt, sondern der selbst der kargsten Soldatenmonotonie innewohnende hehre Geist des Militärdienstes. Die Mütter, Schwester und Ehefrauen blieben von diesen verbindenden Erlebnisse und der Geschichte ausgeschlossen.«²⁷

Dasselbe und dazu ergänzend gilt weitgehend auch für die Soldatenstuben und die »Chalets du soldat«. Umso wertvoller sind darum die allerdings erst 20 Jahre nach Kriegsende in deutscher Originalsprache und in einer französischen Übersetzung publizierten »Erinnerungen einer Soldatenmutter«, die ein ergreifendes Bild vom Alltag einer jungen Frau geben, die von Juni 1915 bis in die Zeit der grassierenden »Spanischen Grippe« im



Die Soldatenstube beim Fort Gondo auf dem
Titelbild der Aufzeichnungen von Else Hess-Fischer
(Sammlung Museum der Kulturen Basel)

»stolzen Dienste am gemeinsamen Vaterland« war.²⁸ Wir erfahren in ihrem Bericht auch, wie sie etwas Weihnachtsfreude in die feldgraue Umgebung zauberte und wie ehrlich bemüht sie war, »alle Arbeit mit Lust und Liebe zu tun, und jeden Tag legte ich mir die Gewissensfrage vor, ob ich dem obersten Ziel des Verbandes »Soldatenwohl« im wahren Sinne gedient habe.« (S. 9) Elsa Fischer, in deren Alltag als Soldatenmutter wir hier Einblick bekommen, war gewiss nicht die einzige, die stets freundlich und hilfreich blieb, aber offenbar auch die Distanz wahren konnte. Bei ihr besonders eindrücklich ist aber ihr Mut und die Ausdauer, nach fast gemütlichen Tagen in der Südschweiz an einem der schwierigsten Orte

und unter schwierigsten Bedingungen durchzuhalten.

Die am 17. Juni 1915 von der Zentrale in Zürich aufgebotene Else Fischer, von den Soldaten als »Tanteli« bezeichnet, wurde zuerst nach Preonzo bei Bellinzona (Kanton Tessin) geschickt, wo sie zuerst für einige Monate eine ganz kleine Soldatenstube mitten im Dorf führte.

»Unser kleines Haus stand in einem Winkel, nur durch ein schmales Gässchen vom Nachbarhause getrennt. Wie die meisten Gassen des Dorfes, war auch der schmale Platz vor dem Hause mit Rebenspalieren überdeckt. [...] Der kleine Platz vor der Stube war unsere Terrasse. Ein grosser und langer Tisch war in den innersten Winkel hineingestellt, ein kleinerer stand vor dem Stubenfenster. Vom Eisengitter am Fenster bis zum Nachbarhaus hatten wir einen Draht gespannt, an den wir die Lampe aufhängten. Das sah recht heimelig aus und behagte den Gästen ausnehmend. [...] Von unserer Stube aus führte eine Stein-
treppe in den obern Stock in das sog. Schreib- und Lesezimmer. Da hinauf flüchteten sich gerne jene, die ein besonders liebes Briefchen schreiben oder sich in ein Buch vertiefen wollten.« (S. 8 f.)

»Eine liebe Aufgabe war mir das Ausschmücken unserer Soldatenstube.²⁹ Sie war in einer richtigen Tessinerküche eingerichtet worden. Damit nun die russige Decke und ihre Balken nicht gar so düster wirkten, deckte ich sie mit breiten Papierspitzen zu. Auch der Kaminsims wurde in ähnlicher Weise geschmückt, alle vierzehn Tage in wechselnder Farbe. Auf dem Kaminsims stand, dem Fenster zugekehrt, ein grosser, schöner Nelkenstock.« (S. 10)

Nach einigen Monaten mit immer wieder wechselnden Truppen wurde sie vom Verband »Soldatenwohl« angewiesen, die Soldatenstube im Fort Gondo hinter dem Simplon-

pass zu leiten. Mitte Dezember 1915 ging die lange Fahrt in einen verlorenen Winkel mitten in den Südalpen. Der Ort der neuen Bestimmung war im Winter monatelang ohne Sonne und gefährlich durch häufige Lawinen-niedergänge. Das enge Tal entwässerte gegen Italien und über Iselle am italienischen Südportal des Simplontunnels konnten bis ins Frühjahr 1917 auch die Postsendungen und Krankentransporte nach Brig, der nächsten Schweizer Stadt, abgewickelt werden.

Als Else Fischer an ihrem neuen Bestimmungsort angekommen war, stand das neben dem finsternen Fort errichtete Soldatenhaus noch im Rohbau. Das zweistöckige Gebäude enthielt im Obergeschoss auch das Krankenzimmer und den Schlafraum für die Soldatenmutter, während die Soldatenstube fast das ganze Erdgeschoss in Anspruch nahm. Zunächst musste Else Fischer noch in der Kaserne wohnen, aber mit Hilfe der Soldaten konnte schon bald der zuerst provisorische Betrieb der Soldatenstube aufgenommen werden. Neben dem in der Zürcher Zentrale bestellten Material für die Einrichtung kamen auch schon »Säcke an mit der Aufschrift »Rotes Kreuz«. Sie waren vollgestopft mit Weihnachtspaketen. Das war eine gute Ermunterung für die Soldaten, der Beweis, dass man sie nicht vergessen hatte in diesem weltverlorenen Winkel. Für mich gab es auf die Festtage hin viel Arbeit zu bewältigen, aber es war eine freudige Beschäftigung. Die eingetroffenen Gaben wurden mit dem Posten in Gondorf redlich geteilt. Am Heiligen Abend hielten wir eine stimmungsvolle Weihnachtsfeier ab. Die größte Freude bereitete mir das Austeilen der Gabenpakete. Ich kam mir, so allein als weibliches Wesen unter all den Soldaten, schier wie das Christkind selber vor. Drei Wochen war ich erst hier, und doch drängte es die Leute schon, mir ein Geschenk zu ma-

chen: die drei Bände »Glück« von Hilty. Mit der Widmung »Unserm lieben Soldatentanti eine fröhliche Weihnacht, mit den innigsten Wünschen, dass es uns noch lange erhalten bleibe.« Alle waren wir fröhlich. Trotz der felsendüsteren und winterliche Landschaft.« (S. 30)

Da das Organisieren von Soldatenweihnachten zu den Verbandaufgaben zählte, feierte Else Fischer auch Weihnachten 1916 mit »ihren« Soldaten und traf die entsprechenden Vorbereitungen: »Dem Mut und der Kraft von Mannschaft und Offizieren hatten wir es zu verdanken, dass auf Weihnachten alle die Liebesgaben, die uns brieflich gemeldet worden waren, in die Festung befördert werden konnten. Da war eine Unzahl gleichmäßiger Pakete darunter. Liebe, kleine Mädchenhände hatten schon lange für uns gearbeitet und diese Gaben zusammengetragen. Die Schülerinnen von zwei Privatschulen in Genf hatten wochenlang unter sorglicher Leitung für unser Fest gearbeitet und auch finanzielle Opfer gebracht. So hatten sie mit viel praktischem Sinn das Nützliche mit dem Idealen verbunden, und jedem musste das Herz lachen beim Anblick der sinnigen Weihnachtsgaben der gebefreudigen kleinen Welschschweizerinnen.« Eine weitere umfangreiche Sendung »sorglich geschmückter Pakete« kam von Frauen aus dem Zürichbiet. Da Elsa Fischer beobachtet hatte, wie einige Soldaten die Tabakpfeife eines Pioniers bewunderten, auf dessen Kopf »Grenzbesetzung« eingeschnitzt war, gelang es ihr bei einer reichen Wohltäterin zu erwirken, dass sie für die Festungstruppe Tabakpfeifen finanzierte, worauf neben einem Schweizerkreuz und einer Jahreszahl die Aufschrift »Festung Gondo« zu sehen war. Gestiftet wurden auch zwei große Schinken, ein großes Quantum Sauerkraut und eine Flasche Kirsch. »So dachten viele liebe

Herzen an uns in unserer Weltabgeschiedenheit und wendeten uns ein grosses Glück zu.« Nächtelang fertigten nun der Hauptmann und die Soldatenmutter Pakete für jede Militärperson in der Festung und sie dachten auch an die Zivilarbeiter. Letztere wohnten auch über die Festtage in ihrer Baracke und: »Gleich den Soldaten waren sie von ihren Familien getrennt.« (S. 63)

»Als das hohe Fest endlich kam, kehrte viel Freude ein in der Festung Gondo. Ein reichgeschmückter Christbaum ragte bis zur Decke hinaus. Neben ihm lagen, auf einem weissgedeckten Tisch hoch aufgetürmt, die Geschenke für die Soldaten. Staunend sahen die Leute den Berg von guten Gaben an. Ich selbst meinte vor Gebegück in diesen Stunden Flügel zu haben, so leicht und heilig zugleich war mir zumute. [...]. Es waren lauter nette Leute beisammen – auch der Posten Gondo war zu uns gestossen –, so dass man ganz das Gefühl von einem freundlichen Familienfeste bekam. Einfach und schlicht, durchdrungen von einem wahren Freundschaftsgefühl, sprach der Herr Hauptmann ein paar Worte zu der Mannschaft. Dann ging es an das Verteilen der Gaben. Das war der Glanzpunkt des Abends! Da sah man allerorts strahlende Augen und eine mächtige Verwunderung, wer nur so schnell erraten hätte und wie, was den oder jenen besonders freute. Die Pfeifen wurden immer wieder in den Händen herumgedreht und ihr Zug ausprobiert. Dann nahm ein herziges Brieflein, das die lieben Genferinnen jedem Päcklein beigefügt hatten, die Aufmerksamkeit der Mannen in Beschlag. [...] Dazwischen wurde auf den verschiedensten Instrumenten musiziert, dass wir völlig vergassen, wie fern von Gesellschaft und Verkehr wir lebten.« (S. 63 f.)

Noch tief in den Januar hinein hallten die Festlichkeiten nach, denn nun galt es noch,

Dankesbriefe an die Wohltäterinnen zu schreiben. Weil dies manchem etwas schwer fiel, half hier die Soldatenmutter gerne nach. Und sie war es auch, welche dafür sorgte, dass im Herbst 1917 auch in Gondo-Dorf eine Soldatenstube eröffnet werden konnte.

Nach der Festungsweihnacht 1917, bei der die Soldatenmutter alle mit wohlriechender Rasierseife überraschte, brach das letzte Jahr in der Festung an. Nach einer siebenwöchigen Grippeepidemie, bei der jeder zehnte Soldat starb, wurde die Festung demobilisiert und die Soldatenstube geschlossen. So verließ Else Fischer nach 1048 Tagen die Talwehr, um anschließend noch für manche Woche in Delémont Grippe-Patienten zu pflegen.

Epilog

Der Verband «Soldatenwohl» änderte 1920 seinen Namen in «Schweizer Verband Volksdienst» mit den Unterabteilungen Soldatenwohl und Arbeiterwohl. Er machte sich fortan vor allem einen Namen im Bereich Gemeinschaftsverpflegung. Bis zu ihrem Ableben blieb Frau Spiller, nun verheiratete Züblin-Spiller, die treibende Kraft und erreichte mit Erfolg, dass ein in einer Notsituation geborenes Unternehmen auch in Friedenszeiten eine wichtige Aufgabe erfüllen konnte.

Dass der Volksdienst bereits 1922 im Wohlfahrtshaus der Maschinenfabrik Bühler in Uzwil das erste Selbstbedienungsbuffet der Schweiz einrichtete, ist nur eines von vielen Beispielen eines nie erlahmten Pioniergeistes. Heute steht die nun auch in Deutschland und Österreich aktive «sv group» für gesunde und ausgewogene Ernährung in Personalrestaurants, Mensen und Senioreneinrichtungen. In der Schweiz ist das Unternehmen Marktführerin in der Gemeinschaftsgastronomie. Aus-

serdem betreibt sie Event Catering und führt Hotels u. a. für Marriott.

Dies ist gewiss bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass alles vor hundert Jahren mit der Eröffnung von zwei Soldatenstuben in einem alten Uhrenmacheratelier und in einer Turnhalle im Schweizer Jura begonnen hat.

*Elsa Züblin-Spiller, * 1.10.1881 in Winterthur-Seen, † 11.4.1948 in Kilchberg bei Zürich. Seit 1884 Halbweise. Erster Vormund Alkoholiker, dann als zweiten Vormund den Advokaten Ludwig Forrer, nachmaliger Bundesrat. Nach der obligatorischen Schulpflicht Arbeit in Papierhandlungen und in Hotels. Neben der Tätigkeit in einem Druckereibüro erste Zeitungsartikel und Feuilletonbeiträge, u. a. in der »Neuen Zürcher Zeitung«. Ab 1911 zugleich Redakteurin der »Schweizerischen Wochenzeitung« und der »Schweizer Hauszeitung«, daneben Leitung des Heilsarmee-Pressendienstes, aber nie Mitglied der Salutisten. 1914 Gründung des Schweizer Verbands Soldatenwohls. 1916 Mitgründerin der Soldatenfürsorge. 1918 Eröffnung der ersten Kantine nach dem Muster der Soldatenstuben. 1920 Umbenennung des Verbands Soldatenwohl in Schweizer Verband Volksdienst. 1938 Mitgründerin des Frauenhilfsdienstes FHD. 1941 Ehrendoktorat der Universität Zürich (als zweite Frau).*

Anmerkungen

- 1 Johann Howald (Hg.): Unser Volk in Waffen. Schweizerische Grenzbesetzung 1914/16 in Wort und Bild. Emmishofen 1916.
- 2 Wie Anm. 1, S. 3.

- 3 Georg Kreis: Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918. Zürich 2014, S. 27.
- 4 Wie Anm. 3.
- 5 Ebd., S. 24.
- 6 Carl Spitteler: Unser Schweizer Standpunkt. Vortrag, gehalten in der Neuen Helvet. Gesellschaft, Gruppe Zürich, am 14. Dezember 1914. Zürich 1915.
- 7 Wie Anm. 3, S. 282 ff.
- 8 Edwin Paul (Füsilier): Der Soldat, an dem der Weltkrieg vorbei ging. Tagebuch 1914–1918. Einsiedeln 1939.
- 9 Vgl. Armeestab Bern: Humor und Gemüt bei unseren Soldaten: Schweizerische Grenzbesetzung 1914/1915. IV. Band. Basel 1916.
- 10 Marie Schmid-Itten/Rosa Meili-Lüthi/Eugen Wyler (Hg.): Grenzdienst der Schweizerin 1914–1918. Von Frauen erzählt. Bern o. J., S. 40 f.
- 11 Regula Stämpfli: Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914–1945. Zürich 2002, S. 81.
- 12 Einen Überblick über die Verbandslandschaft am Vorabend des Ersten Weltkriegs gibt Beatrix Mesmer: Staatsbürgerinnen ohne Stimmrecht. Die Politik der schweizerischen Frauenverbände 1914–1971. Zürich 2007, S. 11 ff.
- 13 Wie Anm. 3, S. 42 ff.
- 14 Wie Anm. 8, S. 41.
- 15 Moia Schnyder: Zwei Pionierinnen der Volksgesundheit. Susanna Orelli-Rinderknecht, 1845–1939. Else Züblin-Spiller, 1889–1948. Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik 26. Zürich 1973, S. 57 f.
- 16 Regula Zürcher: Von Apfelsaft bis Zolliofilm. Frauen für die Volksgesundheit. Kloten 1996, S. 253 f.
- 17 Historisches Lexikon der Schweiz. Bd. 3 (Ed. 2004), S. 651 s. v. »Département social romand«. Es sei an dieser Stelle auch bemerkt: Unter der Bezeichnung »Cevi Militär Service« ist die Militärkommission auch gegenwärtig mit Freizeiteinrichtungen, Soldatenhäusern, Lesestuben, Räumen der Stille und Beratungsdiensten auf Waffenplätzen schweizweit präsent und beliefert die diensttuenden Einheiten mit Briefpapier und Schreibmaterial.
- 18 Zur Bedeutung des schweizerischen Abstinenzwesens vgl. etwa Jakob Tanner: Die »Alkoholfrage« in der Schweiz im 10. und 20. Jahrhundert. In: W. Hermann Fahrenkrug (Hg.): Zur Sozialgeschichte des Alkohols in der Neuzeit Eu-

- ropas. Lausanne 1986, S. 147–168; Dominik Wunderlin: Die Antialkoholbewegung in der Schweiz. In: Hessische Vereinigung für Volkskunde/Andreas C. Bimmer/Siegfried Becker (Hg.): Alkohol im Volksleben. Marburg 1987, S. 113–128.
- 19 Wie Anm. 11, S. 70.
- 20 Jakob Tanner: Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890–1950. Zürich 1999, S. 276.
- 21 Wie Anm. 15, S. 59.
- 22 Ebd., S. 60.
- 23 Dass die Armeeführung bald überzeugt war, dass übermässiger Alkoholkonsum weder der Wehrkraft war noch der Volksgesundheit dienlich war, zeigt auch das Statement »Drohende Gefahren« des Sanitätshauptmanns Dr. E. Köchlin, abgedruckt in: Howald 1916, S. 308.
- 24 Regula Stämpfli: Von der Grenzbesetzung zum Aktivdienst. Geschlechterpolitische Lösungsmuster in der schweizerischen Sozialpolitik (1914–1945). In: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 18 (2002), S. 378.
- 25 Wie Anm. 15, S. 62.
- 26 Wie Anm. 8, S. 71.
- 27 Wie Anm. 11, S. 83.
- 28 Else Hess-Fischer: Erinnerungen einer Soldatenmutter aus der Zeit der Grenzbesetzung 1914–1918. Bern 1936, S. 2. – Die nachfolgenden Originalzitate sind direkt am Zitatende mit einer Seitenziffer versehen.
- 29 Wie fotografische Aufnahmen zeigen haben sich manchmal auch künstlerische begabte Soldaten mit Bildschmuck beteiligt. Manchmal sind es Soldatenkarikaturen, aber auch ernste Bilder wie z. B. ein Soldat mit Gasmaske und Handgranaten.



Anschrift des Autors:
 Dominik Wunderlin, lic. phil. I
 Museum der Kulturen Basel
 Münsterplatz 20
 CH-4001 Basel
 dominik.wunderlin@bs.ch